

*Die Verheißung von Fülle aus Leere.
Gottes Thirdspace aus einem Opfer des Raumes.*

Beitrag zur Veranstaltung „Fülle und Leere - Neue Impulse für die Diskussion über Stadt“ Lehrstuhl für Stadtplanung und Entwerfen, Prof. Dr. Martina Baum, Universität Stuttgart, am 3. Mai 2018 in St. Maria, Stuttgart

Hier in St. Maria wird St. Maria als Raum angeboten. Wer eine Idee hat, kann damit kommen und sie dann in St. Maria anbieten, wenn sie akzeptiert ist. Nicht die Verantwortlichen in St. Maria bieten das dann an, sondern die, die kommen. Die Verantwortlichen räumen das vielmehr ein. Sie bieten Raum, genauer: „St. Maria als ...“. Der Platz hinter dem ‚als‘ ist leer und kann entsprechend gefüllt werden. Das, was nach dem ‚als‘ kommt, ist daher Leere und Fülle zugleich. Die sind nicht einfach da, sondern ein komplexer Zusammenhang. Das „St. Maria als“ steht gegenüber dem Geschehen in St. Maria regelrecht auf einer zweiten Ebene, es räumt die erste Ebene ein. Wo liegt dann dieser Raum, der eingeräumt wird?

Wo liegt „St. Maria als“?

Natürlich liegt dieser Raum St. Maria zunächst einmal hier, an diesem Platz und in diesem Kirchen-Gebäude in Stuttgart-Süd. Und natürlich liegt dieser Raum, der eingeräumt wird, in dem, was mit diesem Kirchenraum St. Maria an Aktivitäten geschieht, wenn das ‚als‘ gefüllt wird. Und schließlich liegt er drittens auch dort, wo etwas eintritt, was Menschen belebt, also die stets irgendwie überraschende Präsenz von etwas Lebendigem. Diese drei Hinsichten wiederum sind nun nichts sonderlich Überraschendes. Denn das hat der Raum so an sich und deshalb hat das auch St. Maria an sich: Es handelt sich um jene drei Dimensionen, die der Raum wie auch die Zeit hat. Bei der Zeit sind es Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, beim Raum sind es das schiere Da-Sein, dann das, was uns befällt und wie wir uns darauf einstellen, was wir von ihm wahrnehmen, und schließlich das, was tatsächlich im Präsens geschieht, wenn wir in beidem drin stehen.

Mit der Frage, wo das ‚als‘ liegt, wenn es in Aktion geht, gehe ich natürlich auf die zweite Dimension, den sog. *espace conçu*, den wahrgenommenen Raum, *perceived space*. So nennt das Henri Lefebvre, einer von denen in den 1960er Jahren vor allem in Paris, von deren Überlegungen die zeitgenössischen Raumtheorien herkommen. Gemeinsam ist ihnen, dass der Raum als sozial produziert begriffen wird (jetzt für Mai 2018 die deutsche Übersetzung angekündigt: Henri Lefebvre, Die Produktion des Raums: The Production of Space. Leipzig: Spectormag 2018). Lefebvre war es, der besonders die drei Dimensionen herausgearbeitet hat. Die erste Ebene nennt er *espace perçu* und die dritte *espace vécu*, Lebensraum – *lived space*. Edward Soja, ein US-amerikanischer

Sozialgeograph, der vor allem die Urbanität der Mega-Cities im Blick hatte, macht daraus ganz pragmatisch *firstspace, secondspace, thirdspace* (Edward Soja, Postmetropolis. Critical studies of cities and regions. Oxford: Blackwell, 2000). Wir können beim Raum gut wie nicht mit der ersten Dimension einsteigen; das schaffen wir auch bei der Zeit nicht. In der reinen Gegenwart bleiben wir so gut wie nie. Wir springen sofort in die Zukunft oder büchsen in eine Vergangenheit aus. Entsprechend schwer fällt es, im *perceived space* von St. Maria zu verharren. Wir gehen sofort in eine Beziehung zu diesem Raum.

Dort auf der Fassade steht „St. Maria als“ und damit das Angebot eines *espace conçu*. Es bietet an, mit dem Raum St. Maria etwas zu verbinden, was dieser erlaubt, weil es in ihm möglich ist. Damit habe ich nun etwas gesagt, was mich auf die hier vorgegebene Spur bringt, die Thematik von Fülle und Leere. Nicht diejenigen sind es, die „St. Maria als“ schreiben, die das ‚als‘ ermöglichen – der Raum erlaubt es. Es gehört zum Universum seiner Möglichkeiten, mit dem gefüllt zu werden, was hinter dem ‚als‘ kommen kann. Denn er ist dafür offen, geleert zu werden und mit den vorhandenen Ideen gefüllt zu werden. Das liegt also die gesuchte zweite Ebene: Sie räumt St. Maria ein, aber das ist dabei nicht ein *genitivus objectivus*, also der räumliche Gebrauch von St. Maria, sondern ein *genitivus subjectivus*, also die Anerkennung der Aktionsradien von St. Maria. Hier, in diesem Wechsel vom *genitivus objectivus* in den *genitivus subjectivus* liegt ‚St. Maria als‘ – es ist die Aktivität durch St. Maria und nicht einfach in St. Maria. Das, was nach dem als kommt, räumt St. Maria ein und lässt sich dafür von dem ausräumen, was es zuvor eingeräumt hat. Das ‚als‘ bestimmt den Ort dieser Kirche in dieser Stadt und nicht umgekehrt diese Kirche den Ort dessen, was hier in Stuttgart „als ...“ geschieht.

Wenn man akzeptiert, dass der Raum St. Maria Leere und Fülle zugleich ermöglicht, dann ist ein wichtiger Schritt getan, um das Fließen des Raumes zu begreifen, der ebenso wie die Zeit eine Relativität darstellt. Dieser Schritt ist aber für einen katholischen pastoralen Zusammenhang alles andere als selbstverständlich ist. Üblicherweise laden katholische Pfarrgemeinden ein, weil sie eben Zentren sind, Gotteszentren. Wenn die Gemeinde hier anerkennt, dass der Raum St. Maria möglich macht, was dort an Leere und Fülle geschieht, dann lädt der Raum ein, aber nicht seine Träger und Trägerinnen. Die räumen vielmehr ein, dass dieser zu dieser oder jener Aktivität einlädt. Die Personen, die ihn tragen, folgen also der Grammatik des Einräumens, nicht der des Einladens. Sie werden von Akteuren, die entscheiden, wer und was eingeladen werden, zu Teilhabern an dem, was eingeräumt wird. Das können sie aber nur sein, wenn die anderen, denen der Raum geöffnet wird, sie auch teilhaben lassen, sie also als die anerkennen, die einräumen.

Eingeladene bringen Gastgeschenke zu denen, die einladen; Teilhaber bringen dagegen Investitionen zu denen, denen Teilhabe eingeräumt wird. „St. Maria als...“ ist keine Einladung, sondern das Auflegen einer Art sozialen Investitionsfonds. Es ist kein Wunder, dass es im Angebot von St. Maria

als heißt: „Wir finden, es könnten mehr Menschen in der Stadt vom Kirchenraum St. Maria profitieren“ und dass das Projekt von dem Netzwerk „Stadtlücken e.V.“ unterstützt wird. Es werden Investitionen in eine andere Form urbaner Gesellschaft getätigt – und der Gottesraum dieser Kirche gehört offenbar dazu.

Aber so eine Gottesressource ist leider nicht so einfach zu haben. Sie ist komplex. Man kann sie nicht analytisch nutzen, sondern nur numerisch. Man muss Aktivitäten in sie einsetzen, damit etwas daraus wird. Der *thirdspace* Gottes ist eine komplexe Differentialgleichung. Man betritt ihn nicht schon dadurch, dass man einfach eine Kirche ausräumt und sie mit anderem vollräumt. Denn diese Präsenz hängt ja nicht an den Steinen dieser Kirche. Man muss sie vielmehr ganz leeren und ganz anders füllen.

Einräumen, was man selbst nicht mehr füllen kann

Was tut Kirche, wenn sie anderem Raum gibt und anderen Raum einräumt? Sie räumt unweigerlich selbst ein, dass ihre eigenen Ideen den Raum nicht mehr füllen. Es ist nicht nur das erste, anderen Raum einräumen, sondern auch das zweite, wofür die Leerstellen nach „St. Maria als ...“ stehen, also anerkennen, gescheitert zu sein. Soweit ich das sehe, legen die Gestalter und Gestalterinnen von St. Maria besonderen Wert auf das erste – das Einräumen von anderem und anderen. Das ist ja auch das Spannende an diesem pastoralen Experiment mit dem christlichen Glauben. Der Kollege Bauer aus Innsbruck und der Kollege Schüssler und die Kollegin Schweighofer aus Tübingen sehen deshalb darin auch eine aufsehenerregende Programmatik für die kirchliche Pastoral heraufziehen. Sie wird urban, d.h. sie lässt sich auf eine unabsehbare Pluralität ein, die sie zugleich in den urbanen Differenzen einräumt. Ich stimme ihnen zu. Es ist urban, es ist plural, es ist aufsehenerregend.

Bei solchen urbanen Erfahrungen muss man genau hinsehen. Das habe ich gelernt bei einem Meister des urbanen Raumes, der ihn eindrucksvoll und machtvoll modernisiert hat, der Bauhaus-Architekt Mies van der Rohe, der 1938 nach Chicago migriert ist, nachdem unabweisbar geworden war, dass die Nazis das Bauhaus nicht nur nicht mochten, sondern hassten. Die Nazis wollten bombastische Architektur, aber Mies van der Rohe bot nur etwas ganz anderes an. Das zeigt sein berühmtes, und für manche auch berüchtigtes Motto: „Weniger ist mehr – less is more!“ Manche sagen: „less is bore“. Aber für Theologinnen und Theologen hat dieses Motto eine wichtige Folge, die Mies seinen Architektur-Studierenden in Chicago immer so gesagt hat: „God is in the details.“ Wir Theologen wissen ja, dass der Teufel im Detail steckt – aber Mies van der Rohe redet vom Plural, also den Details. Dann, wenn weniger mehr ist, werden die Details immer wichtiger. Und im Plural werden aus den Details *loci theologici*, also Fundstellen für die Gottesrede, weil eben weniger mehr ist. Je weniger da ist, umso wichtiger werden die Details. Sie geben die Fülle davon ab, was mehr wird, weil

es weniger ist. Deshalb muss man sich die Details genau ansehen bei der urbanen Einräumung, die Sie hier in St. Maria wagen.

Schüßler und Schweighofer heben besonders zwei Details bei „St. Maria als hervor“. Einerseits: „Es ist die Entdeckung, dass die pastorale Aufgabe im digitalen Kapitalismus vor allem darin besteht, Orte und Ereignisse der Gratuität zu ermöglichen, des Bedingungslosen und Unverzweckten.“ (Konzept-Text Schüßler/Schweighofer) Auch hier, kein Widerspruch, sondern Zustimmung. Und andererseits sagen sie: „Das Evangelium ist freigegeben, indem die Mehrdeutigkeit des Raumes für sich spricht, indem sehr verschiedene, religiöse und säkulare, kulturelle und diakonische Veranstaltungsformen stattgefunden haben – von der Eucharistiefeier über Lesungen bis hin zum Knistern tangotanzender Paare. Freigeben bedeutet das Gegenteil von Aufgeben. Freigeben des Evangeliums bedeutet nicht es preiszugeben, sondern es für biographische, soziale und kulturelle Aneignungsprozesse anzubieten. Wer freigibt, kann nicht mehr direkt kontrollieren, ist aber auch nicht einfach verschwunden.“ Hier stimme ich nicht zu – freigeben ist natürlich kein aufgeben, aber es bedeutet eben doch preisgeben. Wer wie Sie hier in St. Maria den Raum freigibt, räumt zugleich ein, ihn nicht mehr allein dominieren zu können. Für diese Dominanz ist dieser Raum schließlich gebaut worden – als kirchlicher Raum für den katholischen Gott, dem wenigstens hier eine Begegnungsstätte geschaffen wird in dem überaus protestantischen, ja geradezu pietistischen Umfeld. Diesen katholischen Raum geben Sie hier mit „St. Maria als“ preis – ob Sie wollen oder nicht.

Das ist aus meiner Sicht ein überaus spannender Vorgang. Die übliche kirchliche Evangeliumsform und ebenso der katholisch normalisierte Gott sind zu klein geworden, um diesen großen Raum zu füllen. Deswegen wird er jetzt von ihnen befreit. Wenn man einem Raum Freiheit gibt, ist man noch lange nicht bei Gott, gleich wie letztlich Freiheit mit Gott und umgekehrt begründet wird. Derlei Begründungen sind leider unterkomplex. Gott ist eine komplexe Gleichung im Raum; man kann sie nicht analytisch lösen, weil dort Freiheit besungen wird. Man kann sie nur numerisch lösen, also mit dem Einsetzen der Problemzonen, die sich dabei auftun. Eine solche Zone ist der Zusammenhang von Fülle und Leere. Der ist ökonomisch von Bedeutung und heilsökonomisch einschlägig. Der Heilsökonomie der Leere kommt man am besten über die Ökonomie der Fülle auf die Spur.

Ökonomie der Fülle – Leerstellen nutzen

Wer einen Raum füllen will, muss ihn zuerst einmal leer haben. So denken wir, so handeln wir und so leben wir. So räumen wir dann auch auf – wir nehmen all den Plunder raus, den wir dort nicht mehr haben wollen, und dann füllen ihn mit all dem anderen, was wir dort dann lieber haben wollen. Als Konsumenten verhalten wir uns so. Der Wohnungsmarkt ist daher ein wichtiger ökonomischer Richtwert – je mehr Wohnungen da sind, umso mehr müssen diese Räume auch mit allen möglichen

Konsumartikeln gefüllt werden. Je mehr Menschen bereit sind, auszuräumen, umso mehr müssen sie auch wieder einräumen und umso besser läuft es ökonomisch. Wohnungsbau kann daher ein ziemlicher Schub für eine Wirtschaft sein; seit in China ganze Riesenstädte gebaut werden, puscht das den chinesischen Markt enorm.

Vor diesem Zusammenhang muss ich Sie hier in St. Maria nicht warnen – das tut schon der Papst. Der hält die Wegwerf-Ökonomie ja für eine tödliche Grammatik; denn in der Wegwerfkultur der Konsumwirtschaft, so Franziskus in Evangelii gaudium 53, werden am Ende auch Menschen ‚auf den Müll geworfen‘. Soweit muss ich gar nicht gehen. Wenn Sie der Ökonomie der Fülle folgen, dann wäre es die beste Idee, St. Maria zu verkaufen. In Stuttgart und bei dieser Lage erzielen Sie bestimmt einen guten Preis und wahrscheinlich hat die „St. Maria als“ den Marktwert des Gebäudes eher noch gesteigert. Sie würden sich eines Kirchengebäudes, das Sie für die Stuttgarter Kirche nicht mehr benötigen, entledigen und dabei auch noch ordentlich Gewinn machen. Was will man mehr?

Das Problem ist nur: Mit der Leere, die eine Voraussetzung für die Ökonomie der Fülle ist, erreichen Sie unter Gesichtspunkten des Heils nichts als noch mehr Leerstellen. Wenn Sie den Raum bloß leeren, bleibt er eine Leerstelle, also ein Platzhalter für alles Mögliche andere, was ihn dann füllt. Diese Leere ist bedrängend und nicht befreiend. Sie würden immer hier die ehemalige Kirche sehen, die die Stuttgarter Kirche nicht mehr hinreichend zu füllen in der Lage war – ein Mahnmal für pastorales Scheitern auf Jahrzehnte hin.

Die Heilsökonomie ist aber natürlich auch eine Ökonomie. Sie unterliegt wie diese Deflations- und Inflationsgefahren und sie lebt von Nash-Gleichgewichten, also der Rationalität nicht-kooperativer Spiele. Man kann sie entwerten wie es etwa geschehen ist, als vor der Reformation der Seelenmarkt mit Ablassbriefen so sehr geflutet war, dass Spezialanbieter mit der Kunst der *special effects* wie Tetzeln eingesetzt werden mussten. Man kann auch die Relation zwischen nötigen Investitionen und den Preisen, die man dafür erzielen kann, so sehr ins Negative drehen wie gegenwärtig mit der Priesterausbildung. Die Entstehungskosten an humanen Ressourcen sind entschieden zu hoch angesichts des mageren Ertrags, den sie abwerfen – für die Kirche und oftmals auch für die beteiligten Personen. Aus dieser Deflationsspirale wird die katholische Kirche nicht mehr herauskommen; sie hat mittlerweile auch die anderen Seelsorgeberufe erfasst. Es gibt in der Heilsgeschichte eine Fülle von Gefangenendilemmata, also spezielle Nash-Gleichgewichte, wie die Gnadenlehre oder die Lehre vom Heiligen Geist. Aber die sind jetzt nicht unser Thema, sondern Fülle und Leere.

Heilsökonomisch kooperieren Fülle und Leere nicht miteinander. Sie kommen wie im Nash-Gleichgewicht nur unter der Rücksicht von etwas Drittem zusammen, womit dem Maximalverlust entgegen getreten wird, weil kein Spiel auf Maximalgewinn gehen kann, ohne den Maximalverlust zu riskieren. Wenn Sie einen Gottesraum ausräumen, droht der Maximalverlust – dieser Gott ist dann

einfach weg, weil der Raum anderweitig gebraucht wird. Das wäre der Fall, wenn dieses Gebäude hier samt Grundstück verkauft würde. Man hat zwar etwa bei einem Verkauf einen Maximalgewinn an erzieltm Preis, aber zugleich den Maximalverlust.

Aber auch im umgekehrten Fall gilt das gleiche. Wenn Sie einen solchen Gottesraum vollstellen, um ein Maximum an Gott aus ihm herauszuholen, droht das gleiche – vor lauter Nebensächlichkeiten ist nicht mehr spürbar, worauf es ankommt. Im Maximalgewinn stellt sich das Risiko des Maximalverlustes ein. Dieser neugotischer Kirchen-Raum hier in St. Maria war einst übervoll mit allen möglichen, aber letztlich irrelevanten Details des Heils wie Seitenaltären, Beichtstühlen, Kniebänken, Priestersitzen, katholischen Vereinsfahnen, Aktivitätsflyern, Wallfahrtsankündigungen, Pfarrgemeinderatswahlaufufen, Hirtenbriefen und alles, was sonst noch in der katholischen *societas perfecta* für unverzichtbar gehalten wurde. Das ging zugleich auf den Maximalgewinn, dass der katholische Gott denen gehört, die seinen Raum so unendlich vollgestellt haben. Der Raum war so voll, dass alle sich in irgendeinem Detail verloren und Gott außen vor blieb. All das ist bloß Messie-Theologie, also die Verfüllung eines religiösen Raums mit Nebensächlichkeiten.

Der springende Punkt der Messie-Theologie ist jedenfalls die Sichtbarkeit kirchlicher Aktivitäten, ohne die man glaubte, Gott nicht erfahrbar machen zu können. Je sichtbarer die Präsenz des Heils, desto näher ist der Gott dieses Heils, so der Gedanke. Das war ebenso wie die Freiheitsgleichung eine viel zu einfache Gleichung.

Die Messietheologie bedeutet unweigerlich das Risiko des Maximalverlustes, den sie zugleich unbedingt vermeiden will. Dazu benötigt man eine rationale Alternative, die wie im Nash-Gleichgewicht den Maximalverlust vermeidet, weil der Maximalgewinn nicht angestrebt werden muss. Im Fall des Heils bedeutet ein solches Nash-Gleichgewicht allerdings, dass ein maximaler Verlust akzeptiert wird und nicht nur riskiert wird, weil nur so der Maximalgewinn möglich wird, der aber nicht dem gehört, der/die ihn macht. Heil geht erst dann ökonomisch auf, wenn gegenökonomisch gehandelt wird. Man muss es verschleudern, um Gewinne zu erzielen.

Heilsökonomie der Fülle – Fülle opfern

Religiös ist die Sache mit Fülle und Leere ein wenig anders gelagert als in der Freiheit des Kapitals. Da reicht es nicht, auszuräumen, um mit anderem auffüllen zu können. Fülle stellt sich nicht durch Leere ein. Leere ist religiös grundsätzlich negativ konnotiert, wenn wir mal vom Zen-Buddhismus absehen, bei dem aber eigentlich auch gar keine Leere gibt, sondern nur eine hohe Aufmerksamkeit auf die Details und auf das Loslassen von dem einen, nur mehr knechtendem Detail.

Man kann das schon biblisch sehen. Dort ist Leere einfach immer schlecht. Sie ist Ausdruck des Gerichts Gottes bei denen, gegen die er vorgeht. So Jesaja in einer Vision über Gottes Gericht gegen Edom:

Isaiah 34:6-12 Das Land ist für Generationen verödet, nie mehr zieht jemand hindurch. ¹¹ Dohlen und Eulen nehmen es in Besitz, Käuze und Raben hausen darin. Der Herr spannt die Meßschnur «Öde» darüber, er legt das Senkblei «Leere» an. ¹² Die Bocksgeister werden dort ihr Unwesen treiben.

Und Ezechiel geht die Propheten Israels hart an, weil sie eben keine Fülle haben, sondern nur Leere zu bieten haben:

Ezekiel 13:7-9 ⁷ Ist es nicht so, daß ihr nichtige Visionen gehabt, falsche Orakel verkündet und gesagt habt: Spruch des Herrn - obwohl ich gar nicht gesprochen hatte? ⁸ Darum - so spricht Gott, der Herr: Weil ihr leere Worte gemacht habt und trügerische Visionen hattet, darum gehe ich gegen euch vor - Spruch Gottes, des Herrn. ⁹ Ich strecke meine Hand gegen die Propheten aus, die nichtige Visionen haben und falsche Orakel verkünden. Sie gehören nicht in die Gemeinschaft meines Volkes und sollen nicht in der Liste des Hauses Israel verzeichnet sein; sie werden nicht in das Land Israel kommen. Dann werdet ihr erkennen, daß ich Gott, der Herr, bin.

Religiös ist also Leere zu meiden, ja, man muss sie geradezu verachten. Wo Leere ist, da kann sich keine Fülle einstellen. Wenn Sie eine Kirche ausräumen, dann wird sich dort nichts einstellen, was religiös irgendeine Bedeutung hat. Da entsteht bloß leerer Raum und es verschwindet Gott. So einfach ist das. Religiös gilt vielmehr: Fülle stellt sich nur durch Fülle ein. Anders geht das nicht. Wer Fülle bekommen will, muss zuerst einmal Fülle haben. Wer nichts hat, hat überhaupt keine Chance, auch nur in die Nähe von Fülle zu kommen. So heißt es im Mt-Evangelium:

Matthew 25:29 ²⁹ Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluß haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.

Gesagt ist das am Ende des Talente-Gleichnisses und damit wird der verurteilt, der am Anfang das eine Talent bekommen hat, aber es vor lauter Angst, es zu verlieren, vergraben hat, so dass er es dann unversehrt zurückgeben kann. Aber so läuft das nicht. Vielmehr empört sich der Herr:

Matthew 25:27-28 ²⁷ Hättest du mein Geld wenigstens auf die Bank gebracht, dann hätte ich es bei meiner Rückkehr mit Zinsen zurückerhalten.

Das waren offenbar noch andere Bankzeiten... Aber entscheidend ist, dass dieser Herr dem, der die meisten Talente gemacht hat, auch noch das von dem gibt, der deswegen verworfen wird. Dieses Gleichnis spielt im urbanen Kontext, ist also für „St. Maria als“ überaus einschlägig. Mit leeren Händen läuft gar nichts; die werden nicht schon voll werden, bloß weil sie leer sind. Denken Sie nur an das berühmte Lied von Huub Osterhuis „Ich stehe vor dir mit leeren Händen, Herr!“

Wo kommen also die Talente her, um Gott zu beeindrucken? Die Bank und ihre Zinsen reichen dem Herrn ja offenkundig nicht aus. Sie kommen dort her, wo sie verschleudert werden. Wer Fülle auf religiöse Weise haben will, muss Fülle anbieten und sie preisgeben. Aus der Leere können Sie nichts

machen, aber mit Fülle können Sie viel anfangen. Sie müssen das hier also komplexer angehen als bloß ausräumen und mit anderem einräumen. Um an diese Fülle heranzukommen, hilft Ihnen ein soziologischer Effekt, den Marcel Mauss „Die Gabe“ genannt hat (Marcel Mauss, Die Gabe - Essai sur le don. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt: Suhrkamp, 2004). Gabe erhält nur die/der, wer zuvor gegeben hat. Gabe gibt es nur für Gegengabe. Ohne Gegengabe gibt es von Gott nichts – gleich was Jean-Luc Marion und andere uns mit einer phänomenologischen Hermeneutik ohne *rupture* weismachen wollen (Jean-Luc Marion, Being given - Etant donné. Towards a phenomenology of givenness. Stanford: Stanford Univ. Press, 2002). Der Gabe-Idealismus eines Gott, der ohne Gegengabe gibt, ist ein totalitär-versklavender Gott; denn eine Macht, die gibt ohne eine Gegengabe anzuerkennen, hat jene total und unerbittlich im Griff, die nichts entgegen zu geben haben. Wer Gott nichts zu geben hat, kann keine Gaben erwarten und auch keine bekommen. Das ist kein Automatismus, weil die Gegengabe, von der der Prozess ausgeht und eben nicht von der Gabe, und die Gabe nicht auf derselben Ebene stehen. Es ist bei der Gegengabe offen, ob die Gabe ihr entspricht, geringer ist oder darüber hinausgeht. Darum erzeugt die Gegengabe, auf die die Gabe folgt, einen sozialen Zusammenhang. Die Gabe-Verkettung mit der Gegengabe, so Mauss, stiftet daher Vergesellschaftung.

Das ist religiös wohl bekannt, möglicherweise sind Religionen sogar die Erfinderinnen dieser gesellschaftlichen Matrix. Religiös heißt dieser Vorgang etwas anders als Gabe. Religiös heißt der Vorgang Opfer. Wer Fülle erhalten will, muss opfern, also Fülle geben. Und nur wer viel opfert, kann tatsächlich Fülle bekommen. Denn je mehr man opfert, desto dichter die Fülle und desto mehr kommt an Gottes Gaben. Da kommt keine Leere vor – es sei denn, sie ist ein großes Opfer, also bereits selbst eine Fülle. Nur die Leere, die ganz voll ist, und so verschleudert wird, kann Fülle erhalten.

Ausräumen hilft Ihnen hier in St. Maria nicht weiter. Sie müssen die Leere, die Sie anbieten, opfern. Und umso größer das Opfer, umso intensiver die Fülle. So heißt es in Gen 22, also dem Narrativ, in dem Abraham ohne mit der Wimper zu zucken bereit ist, seinen Sohn Isaak zu schlachten:

Genesis 22:15-17 ¹⁵ Der Engel des Herrn rief Abraham zum zweitenmal vom Himmel her zu ¹⁶ und sprach: Ich habe bei mir geschworen - Spruch des Herrn: Weil du das getan hast und deinen einzigen Sohn mir nicht vorenthalten hast, ¹⁷ will ich dir Segen schenken in Fülle und deine Nachkommen zahlreich machen wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meeresstrand.

Welchen Isaak können Sie hier schlachten, um an Fülle zu kommen? Und sagen Sie jetzt bitte nicht, dass Isaak ja nicht geschlachtet werden musste. Das ist der jüdische Glaube, der ist in dieser Frage viel zivilisierter als der christliche. Der Glaube der Christen und Christinnen basiert dagegen darauf, dass tatsächlich ein Opfer geschlachtet wurde – eben der gekreuzigte Jesus. Das ist die Gegengabe, für die Gott das Heil gibt. St. Maria ist eine christliche Kirche, die Bereitschaft zum Opfer allein genügt also nicht. Es muss etwas daran glauben, damit sich Fülle einstellt. Es muss ein Glaube daran glauben.

Jenseits kirchlicher Souveränität – ein anderer Raum mit einem anderen Gott

Die Fülle, die Sie hier zur Verfügung haben und deshalb opfern können, um jene Fülle zu erhalten, auf die dieses pastorale Projekt bezieht, ist einerseits im Raum vorhanden, den Sie hier nutzen, also St. Maria selbst. Das gilt für *first-*, *second-* und *thirdspace*. Und diese Fülle ist zweitens mit Gott verbunden, dem dieser Raum gewidmet ist; ihn können Sie auch opfern – und m.E. müssen Sie es auch. Das ist natürlich anstößig, sage ich es doch als Theologe. Das erste Opfer bringen Sie bereits, glaube ich. Beim zweiten bin ich mir nicht sicher, aber vielleicht hat auch das schon hier einen Kristallisationskern.

Beide Opfer, der Raum und sein Gott, sind deshalb so wichtig, weil sie in direkte Differenz zur kirchlichen Souveränität treten. Das ist es, was hier geleert wird, aber keine Leere, sondern Fülle, ja geradezu Über-Fülle bedeutet. Diese Souveränität war für Jahrhunderte bestimmend für alles, was Kirche war; sie bestimmte ihre Pastoral. Es war das Konzept der *societas perfecta*, also der Kirche als Staat. Diese Kirche ist nicht mehr in der Lage, diesen Raum zu füllen. Mit „St. Maria als“ räumen Sie das ein, aber diese Not stellt eine Tugend dar, also den Habitus einer anderen Kirche. Darauf zielen Sie ja, aber Sie stellen sich m.E. noch zu zaghaft gegen die Souveränität der Kirche als Staat. Denn ohne Souveränität über sich selbst und insbesondere ihre Räume konnte die katholische Kirche nicht Staat sein. Sie glaubte es aber sein zu müssen, um sich gegen den Protestantismus und gegen die immer stärker als Nationalstaaten organisierten politischen Einheiten in Europa behaupten zu können.

Die Zauberformel der *societas perfecta* war die Sichtbarkeit der eigenen Souveränität. Das hatten die Protestanten nicht zu bieten; aufgrund des übernatürlichen Ursprungs sah die Kirche sich besonders in allen Lebensfragen, die das Heil angehen wie Sexualität und Heirat, Geburtenkontrolle und Tod, Schuld und Religion dem Staat überlegen. Der war eine natürliche *societas perfecta*, während Kirche eine übernatürliche war; für die Heilsgebiete des Lebens galt *potestas indirecta*. Der Körper sollte dem Staat gehören, alles, was Seele angeht, dagegen der Kirche. Diese Gebäude, von dem wir gerade in einem sind, sind Architekturen für die Seelen. Sie demonstrieren die kirchliche Oberherrschaft über die seelischen, also inneren Angelegenheiten des Menschen. Darum das Lichtspiel, die Höhe des Gebäudes, die Fenster, die für das Jenseits diaphan sind, natürlich die speziellen Nischen für signifikante partielle Vorgänge wie Beichte, Gebet, Opferstöcke, und insbesondere die Fokussierung auf den Altar (und eben nicht die Kanzel). Denn das ist der Höhepunkt der Sichtbarkeit der Souveränität: die Gottesbegegnung. Wer sie erfahren will, muss in die Kirche gehen. Das ist der Ort, ohne den kein Gott zu haben ist, zumindest nicht der wahre Gott, also der katholische. Darum ist St. Maria vor allem anderen ein Haus Gottes. Alle anderen Lebensfragen, die nicht das Heil und das

Innere betreffen, gehören sichtbar nach draußen; sie gehören zum Staat und nicht in die Kirche. Man kann hier in der Kirche nicht kochen, nicht Tango tanzen, keine Kunstausstellung eröffnen, keine politische Versammlung abhalten, sich nicht lieben, nicht feilschen, kein WLAN bereitstellen usw. Das waren alles Dinge, die im Mittelalter natürlich am Dom und sogar im Dom zu machen waren, wenn man vom WLAN absieht. Durch den Kölner Dom, der ja Jahrhunderte nicht fertig war, sind die Fuhrwerke gefahren und in seinem Schutz wurde natürlich rheinisch gehandelt. In der Neuzeit und der Moderne war so etwas nicht mehr möglich, weil die Kirche sich bei ihrem sichtbarsten Gebäude, also der Kirche als Bau, auf sehr spezielle Aspekte des Lebens konzentrierte, über die sie die alleinige Hoheit besaß.

Diese Sichtbarkeit ist ziemlich attraktiv; denn sie garantiert Macht. Das färbt auch auf Protestanten ab, wie dieser Tage der Bayerische Ministerpräsident beweist. Seine Kreuzes-Performance folgt einer Sichtbarkeitstheologie, die eben die katholische Kirche erfunden hat. Diese Theologie und damit natürlich die Eigenstaatlichkeit der Sichtbarkeitskirche heben Sie hier mit „St. Maria als“ auf. Sie räumen ein, dass eben nicht nur die Kirche darüber entscheiden kann, was kirchliche Pastoral tut und tun muss. Hier in St. Maria zeigt sich: Dazu können auch ganz andere Gruppen etwas sagen, weil sie etwas zu sagen haben. Das muss nicht von der Kirche ausgehen. Die Ideen von anderen passen womöglich viel besser zu diesem Raum, in dem Gott zu finden ist. Das ist keine Garantie, weil dieser Raum eben nicht souverän ist. Aber es kann geschehen als Ausdruck eines überraschenden Lebensraums.

Damit entsteht in St. Maria ein anderer *first space*: Er gehört zu allen anderen Plätzen und nicht zum inneren Jenseitsreich der Kirche. Ebenso ein anderer *second space*: Der Raum ist offen für Ideen von außen. Und insbesondere ein anderer *thirdspace*: Völlig neue Lebensäußerungen finden hier Platz. Und sie ersetzen den sichtbaren Gott des Raums. Der Altar steht zwar noch da, aber je nachdem, was hier geschieht, ist dieser Altar nebensächlich. Was aber kann ihn tatsächlich ersetzen?

Leichter als mit Gott ist es mit dem Raum zu fassen. Dieser Raum der Sichtbarkeitskirche wird geopfert, aber deshalb wird sich mehr einstellen als das, was dabei preisgegeben wird. Was gibt man denn hier preis, wenn eingeräumt wird, dass das Staatsformat von Kirche ihn sichtbar nicht mehr füllen kann? Dabei wird lediglich eine Utopie preisgegeben, nämlich die Utopie der alleinigen Sichtbarkeit des Heils, des Evangeliums, Gottes in diesem Raum. Das klingt zwar wegen des ‚lediglich‘ leicht, ist aber komplex. Denn Sie müssen mit diesem Raum als Utopos alle Disziplinartaktiken opfern, ohne die es eine solche Utopie nicht geben kann. Die Verantwortlichen können nicht mehr ausschließen, dass hier getanzt wird (ist ja schon geschehen, habe ich gelesen), gekocht wird, politischer Widerstand organisiert wird, jenseits der Beichte sich versöhnt wird, wider alle Katechismusweisheiten sich verliebt wird etc.

Sie machen damit aus dem Utopos dieses Raumes einen Heterotopos (Michel Foucault, Von anderen Räumen. In: ders., Schriften – Dits et Ecrits. Bd. 4: 1980-1988, Frankfurt: Suhrkamp, 2005, S. 931–942), einen Ort, den es jetzt und hier gibt, der aber eine andere Diskursivierung von Heil und Gott, von Kirche und Evangelium zumutet. Die Ordnung der Diskursivierung des Evangeliums hat hier bereits gewechselt und damit die diskursive Ordnung von Kirche; beide nehmen am Stadtteil Anteil. Der Staat Kirche benötigt repräsentative Bauten wie St. Maria, um sich sichtbar zu machen. Jetzt wird sichtbar: diese Räume sind zu groß. Die Kirche hat zu viele Bauten zur Verfügung; sie lebt in zu großen Räumen. Ihre Utopie von Souveränität benötigt einfach so viel Raum, dass sie selbst den nicht mehr garantieren kann. Es zeigt sich: weniger ist mehr, und eben nicht: Nur immer mehr ist mehr.

Daraus folgen zwei wichtige Dinge: St. Maria als ist ein Heterotopos eine Tür zur Zukunft der Kirche, hier ist die Tatsache der zu großen Räume von Kirche offenkundig. Das heißt aber zugleich: „St. Maria als“ taugt nicht als Utopos kirchlicher Zukunft, also als pastorale Idee, die man auf andere Städte einfach ausweiten kann. Man kann aus St. Maria keine flächendeckende kirchliche Pastoral machen; das, was hier an *thirdspace* gelingt, hängt am *first-* und *secondspace* hier vor Ort. Von daher taugt es nicht als das, was künftig in urbaner Pastoral geschehen kann. Es ist ein Teil eines komplexeren Diskurses, den zu führen weder Kirche noch Theologie bisher gewagt haben. „St. Maria als“ ist nicht die Metapher einer kommenden Kirche, sondern die Metonymie einer Matrix, die auszuarbeiten überhaupt erst noch ansteht. Es ist aber bereits ein Teil davon, ein Einstieg, eine Tür. Denn hier zeigt sich, was die gesamte Zukunft der Weltkirche angeht: Kirche lebt in viel zu großen Räumen. So viel Raum, wie Kirche zur Verfügung hat, ist für das Heil nicht nötig, dessen Gott sie ansagt.

Das gilt in Stuttgart, aber nicht nur in Stuttgart. Der Andersort St. Maria stellt prekäre Fragen wie: Braucht der Papst den Vatikan? Sind vier riesige Hauptkirchen in Rom nötig, die ausschließlich kirchlich-liturgischem Gebrauch gewidmet sind? Der gegenwärtige Papst ist ja schon ins Gästehaus des Vatikan gezogen. Den Palast braucht er nur für repräsentative Zwecke und Castel Gandolfo hat er ganz den Touristen überlassen. Der nächste muss vielleicht noch nicht einmal in den Vatikan hinein. So wie es früher mal ein Wanderkönigtum gegeben hat, kann man sich auch ein Wanderpapsttum vorstellen. Es wandert von Kontinent zu Kontinent. Es reicht für eine Weltkirche nicht aus, sich auf Rom zu kaprizieren. Das sind natürlich nicht die Fragen hier in St. Maria, aber das, was hier geschieht, hat einen globalen Zuschnitt, an dem sich solche Fragen entzünden.

Aber könnte es nicht sein, dass irgendwann doch wieder ein enormer Raumbedarf entsteht, so dass man froh sein kann, den Vatikan, die römischen Hauptkirchen und St. Maria im kirchlichen Besitz zu haben? Möglicherweise ist der verminderte Raumbedarf der Kirche nur vorübergehend? Vielleicht sagt der Kreuzbruder Söder demnächst, dass eine neue Moschee nur gebaut werden kann, wenn zugleich eine neue Kirche daneben gebaut wird – und wir Christen dann aus interreligiöser Solidarität ein großes Bauprogramm auflegen müssen.

Aber ich kann Sie beruhigen. Diese Annahme, dass künftig wieder mehr Raum nötig ist, ist falsch. Und dafür sind Sie hier in St. Maria ein Beleg. Denn der Gott dieser Kirche benötigt all diesen Raum nicht mehr. Sie können hier in St. Maria den Raum nicht mehr mit dem Gott der *societas perfecta*, also dem sichtbaren, auf den Kirchenraum begrenzten Gott füllen. Diese einstige Fülle lässt sich getrost opfern. Denn diesen Gott hat man aber auch gar nicht mehr nötig im urbanen Kontext. Der Heterotopos dieser Kirche führt zu einer anderen Gotteserkenntnis: Gott ist nicht sichtbar präsent, sondern im urbanen Rahmen schlichtweg anonym präsent. Für die sichtbare Präsenz Gottes, die geopfert wird, erhalten Sie etwas, was den Raum viel besser, viel intensiver und viel weitreichender füllt: Gottes Anonymität. Es ist zugleich die Entdeckung des Gottes, der in der Urbanität bedeutsam ist.

Denn das, was eine Stadt am Leben erhält, muss nicht sichtbar sein. Es ist meistens anonym da, also ohne direkte ausdrückliche Beziehung. Wer von Ihnen weiß schon, wo die Straßenbahnen und U-Bahnen hier koordiniert werden? Wer weiß, wo und wie das Geld hier in die Ritzen der Gesellschaft dringt? Wer überblickt all die sozialen Medien, die den Habitus von Menschen zunehmend prägen? Sie lassen andere Ideen in diesen Raum, die möglicherweise gar nichts mit Gott zu tun haben. Aber der zieht sich nicht in den Altar zurück, der eine Randgröße in den Aktivitäten ist, die „St. Maria als“ auszeichnet. Er wechselt in die Anonymität. Gott wird namenlos; er muss nicht benannt werden, um präsent zu sein. Er ist anonym, aber deshalb umso intensiver präsent. Anonymität ist die urbane Lebensform Gottes. Niemand muss sich deshalb sorgen, es sei zu wenig Raum für ihn da. Er ist an jedem Ort in der Urbanität da, ohne dass das ausdrücklich gemacht werden muss.

Geoffroy de Lagasnerie, ein französischer Philosoph, hat über die Anonymität und ihre Bedeutung ein spannendes Buch geschrieben (Geoffroy de Lagasnerie, *Die Kunst der Revolte: Snowden, Assange, Manning*. Berlin: Suhrkamp, 2016). Er behauptet, den entscheidenden Einfluss auf die Gesellschaften heute haben nicht mehr jene, die im öffentlichen Raum Akteure des kommunikativen Handelns sind, wie es noch die Moderne und darin besonders Habermas und seine Schüler dachte. Den entscheidenden Einfluss haben jene, die wie Snowden und Manning anonym agieren – und wie Cambridge Analytica, müssen wir wohl heute hinzufügen. Veränderungen geschehen aus der Anonymität heraus.

Diese Anonymität ist nicht einfach bloß versteckt. Sie ist vielmehr präsent, ohne dass sie von ihrer Bedeutung Aufhebens machen muss; diese Bedeutung erschließt sich vielmehr über das, was sie verändert. Sie haben hier in St. Maria einen Akteur der Anonymität entdeckt, Gott. Er ist ein Stadtbewohner, der seit der Antike mit den Räumen, die ihn in Städten präsent gemacht haben, Städte befördert hat und über sich hinaus geführt hat. In der Anonymität der heutigen Groß- und Mega-Städte ist noch nicht einmal mehr der ausdrückliche Gottesraum nötig. Gott ist präsent in jenen überraschenden Lebensveränderungen, in denen Enge durch Offenheit, Schmerz durch

Hoffnung, Ressentiment durch Dialog ersetzt werden. Dieser anonyme Gott spielt schon in der jesuanischen Gottesrede eine wichtige Rolle. Es ist das *passivum divinum* wie etwa in der Bergpredigt: „Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden.“ Gott muss nicht benannt werden, um einen Raum des Lebens zu schaffen. Vielmehr schaffen sich Räume des Lebens eine Präsenz von Leben, die eine Fundstelle seiner Anonymität ist, also ein *locus theologicus alienus*.

Nicht die anonymen Christen, wie das früher mal hieß, sind pastoral entscheidend. Der anonyme Gott ist es. Dessen urbane Fülle beginnen Sie hier in St. Maria zu entdecken, weil die Verantwortlichen deren Fülle geopfert haben. Sie können sicher sein, dass alle Profitheologen(innen) wie elektrisiert zuhören werden, wenn Sie nun erzählen, was Sie so alles über die Fülle dieses anonymen Gott herausfinden werden, weil genuine Erfahrungen mit dem Raum gemacht werden, der zwar geopfert wird, aber für den mehr an Fülle zurückkommt, als je gegeben wurden. Wir sind in der Theologie gespannt, wie die Details aussehen werden, wenn es heißt: „Selig sind die, die ihre Räume opfern müssen, die sie verfüllt haben. Sie werden mit Leere erfüllt werden.“

Hans-Joachim Sander, Salzburg